

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 52

Artikel: Aus der östlichen Perspektive [Fortsetzung]
Autor: Rych, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649653>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die große Aufgabe und Sendung der Schweiz, vergeßt nie eure Freiheit, für die wir unter den Waffen stehen."

Ja, wir tun weiter unsere heilige Pflicht, aber wir dürfen verlangen, daß endlich einmal etwas geschieht. Daß rücksichtslos vorgegangen wird gegen die „Zeitlosen“, gegen die, welche unserer Kameradschaft nicht wert sind und dem Volksganzen schaden. Daß auch vorgegangen wird gegen Männer, die wohl der Verehrung würdig sind, weil sie früher einmal etwas getan haben, die in andern Staaten aber mit einem Orden gebührend verabschiedet, bei uns aber noch in den Sesseln kleben und nicht den Mut haben zu gehen und in ihrer Zeitlosigkeit dem jugend-

lichen Draufgängertum unserer Zeit ein Hindernis sind. Die Erneuerung besteht nicht darin, daß man dem Volk endlos vorschwaht, das Alte sei immer noch das Beste und gut genug für unsere Zeit. Es muß etwas Neues kommen, nicht aber nach ausländischem Muster, sondern eine rein schweizerische Lösung.

Die, welche diese Erneuerung verlangen, sind nicht von der 5. Kolonne, nicht Nachhänger eines fremden Staates. Sie kommen aus jenen Kreisen, welche einen energischen Kurs unserer Regierung verlangen dürfen und müssen, Leute, die dem Lande alles gegeben haben und ihm weiterhin dienen, diese Stimmen kommen aus der Kameradschaft der Armee. Ein Offizier.

Aus der östlichen Perspektive

(Fortsetzung)

Mitgeteilt von Hans Ryd

IV. Meine Forschungen über die Sprache der Bevölkerung ergeben immer merkwürdigere Tatsachen. Die Verwandtschaft mit dem Idiom des himmlischen Reiches ist es nicht allein, die mich nachdenklich stimmt, denn ich bin verblüfft durch noch weit seltenere und entlegenere Laute aus dem Munde dieser Leute. Man wechselt zwar nach Lust schon mit der eigentlichen Landessprache in allen Variationen ab, sodaß zum Beispiel die Sprache eines Mannes vor den Toren, der etwa zu Markte kommt, schon anders tönt als die Sprache eines Mannes innerhalb der Mauern. Und seltsam ist, daß Frauen und Männer einer besonderen Gesellschaft — man sagt, die Angehörigen der früheren, jetzt gestürzten Mandarinenklasse — sich wieder einer eigenen Sprache bedienen, die aus der Landessprache und derjenigen der westlichen Franken auf das wunderbarste gemischt ist. Ein einziger Satz besteht aus einer Mischung von hiesigen und fränkischen Wörtern, zum Beispiel: „I ha ne grüßige Chagrin gha wäge myr nièce“, oder „der Jean und ds Amélie hei tout a fait le même Gsühn“, „i mueß myr chère cousine zum Geburtstag gah nes cadeau chouse“ ... und so fort. Man kann aber beobachten, daß diese Sprache, weil von den früheren Mandarinen gesprochen, als besonders vornehm gilt, weshalb sie auch andere, deren Vorfahren nicht Mandarinen waren, nachzuahmen suchen. Einige tun so, als könnten sie auch das in den Idiomen des Himmlischen Reiches verpönte A nicht aussprechen, was wiederum ein Zeichen von ganz besonderer Bornehmtheit ist.

V. Was soll ich dir aber, lieber Bruder, über die ganz auffallende sprachbildende Begabung der hiesigen Jugend sagen, daß du einen wahren Begriff davon bekommst? Kannst du dir vorstellen, daß die Knaben und Mädchen, die noch zur Schule gehen, sich mit größter Unbefangenheit über alle bisher gekannten geheiligten Namen für irgend einen Gegenstand hinwegsetzen und nach ihrem Belieben eine neue Bezeichnung dafür erfinden? Was sind „Gogere“, „Fysere“, „Franz“, „Matt“, „Latt“, „Chemere“ und ähnliche mystische Wörter im Munde dieser Unmündigen? Es sind die Namen der Wissenschaften, die sie in den Schulen lernen, aber sie kommen in dieser Form in keinem der geheiligten Bücher vor. Kannst du dir denken, daß ein so schönes, fast chinesisches Wort wie „Mädchensekundarschule“ im Munde der Knaben die südindianisch klingende Umformung in „Sedimod“ erfährt? — Das Merkwürdigste ist aber das noch lange nicht. Als man mir sagte, daß es in dieser Stadt einen besonderen Ort am Flusse gebe, dessen Bevölkerung gesondert lebe und wieder eine besondere Sprache, ja eigentlich mehrere, ihr eigen nenne, begab ich mich hinunter an diesen Ort am Flusse, um sie an Ort und Stelle auszuhorchen. Meine Forschungen haben dabei ergeben, daß man dort alles, was man will, in drei überaus geheimnisvollen Sprachen sagen kann, die man vermutlich sonst im ganzen Westen nicht wieder kennt. Nimm dir ein Beispiel: „Gib mir ein Stück Brot“.

Dafür wird der Eingeborne der bernischen Vorstadt sagen: „Dunz mr e Ligu Lehm“, oder „inz mr e igule imle“, oder „imerge e izbe idbre“. In diesen Lauten erkenne ich mit Sicherheit altägyptisch-assyrische oder dann altamerikanische Sprachformen wieder.

VI. In jegiger Zeit (Anmerkung des Herausgebers: ich vermute, gemeint sei der Monat Februar) herrscht eine sonderbare Aufregung. Daß man der Sitte des Tanzens huldigt, ist ja soweit nichts Besonderes, denn du weißt ja, lieber Bruder, daß ich auf meiner Reise noch kein Volk getroffen habe, das dies nicht auch täte. Du weißt aber auch, daß aus dem fernen Afrika die Kunde zu uns gekommen ist, daß man dort Masken und Larven vor das Angesicht befestige, wenn man eine ganz erhabene Feier feiern will. Genau denselben Brauch habe ich auch hier gefunden. Es genügt ihnen aber nicht, eine Maske vor das Gesicht zu binden; es kann zu ihren Tänzen nur ein musikalisches Geräusch verwendet werden, das man nicht hier, sondern im afrikanischen Busch erfunden hat. Dazu ziehen sie sich fremdartige Kleider an, damit ein jeder scheinen möge, was er nicht ist und gerne wäre. Denn da kommen so viele Frauen als Zigeunerinnen, die sicher nur des bravsten Alltags brave Töchter sind — und darum sich ans andere Ufer des Lebens sehnen, im Traum ein bißchen, wenn's nicht gefährlich ist. Da kommen andere als Spanierinnen, indem sie meinen, sie verstünden mit den Augen zu blicken, und sie klumpen dazu mit Kastagnetten, weil sie meinen, daß jede Spanierin das täte. Ich kann dir sagen, lieber Bruder, ich sah auch Männer im spanischen Gewand, die wünschten, daß man denke, sie verstünden in der Arena einen Stier zu töten, obschon auf ihrem gutbürgerlichen Antlitz geschrieben steht, daß sie keiner Maus auf den Schwanz treten dürften. Ich sah im fernern noch zahllos anderes wunderliches Volk, darunter Männer und Frauen, die als Prinzen und Königinnen kamen; sie mochten leicht zuhause arme Leute sein. Und so einer zuhause sonst melancholisch tut, so kam er hier als lustige Person und Narr, und so einer sonst lachenden Gesichts durchs Leben geht, so wählte er hier ein düsteres, doch möglichst erhabenes Gewand der Würde. — Ich glaube aber, nun dem Geheimnis dessen auf der Spur zu sein. Es gibt in dieser Stadt vielleicht nicht wenig Leute, die heimlich denken, daß sie doch eigentlich zu etwas ganz anderem geboren als alle übrigen Mitmenschen glauben, und die es darum einmal im Jahre wenigstens andeuten möchten. Was aber, lieber Bruder, sollen wir sagen zu den Vielen, die in den Farben, im Gewande unseres eigenen Volkes kommen? Die Masken mit Zopf und gelber Mütze und in der gelben Seidenjacke? Nicht wissend, ob ich träume, versucht' ich, eine dieser Erscheinungen mit heimatischem Gruße anzureden, zuerst in eigener Mundart, wie man sie im strahlenden Peiping hört, sodann im Tone, der im Brauch ist südlich des wogenden Jang-tse-Kiang. Und erst, als auch dies nicht half, ward ich, der ach, so holden Täuschung mir

bewußt. Und da ich an mir selbst hinabsah, gewährte ich das ganze Spiel des sonderbaren Truges, den man im Westen liebt und dessen Opfer ich auch in diesem Sinn geworden bin. Denn ich, der wahre Sohn des gütigen Ostens, ich stand im Maskentanze in häßlicher Europäertracht, und diese, die Menschen des Westens, die trugen meine, unsere Seide, die leuchtenden Farben unserer Welt, das Blau und Lichtgelb unseres Sonnenreiches um den leider verflossenen Drachenthron.

VII. Fastnacht heißt man die Zeit, in der die geschilderten Ereignisse vorgekommen sind. Und ich sehe, daß man in dieser Zeit, da man wahrscheinlich fasten sollte, im Westen üppiger lebt denn je. Ich würde als Sohn des Ostens sie lieber die Zeit der gelben Monde nennen, denn es gibt in dieser Stadt

etwas, was es sonst im ganzen Westen nicht wieder geben soll. Die gelben Monde sind runde, in Fett gebackene gelbe Scheiben aus dünnem Teig, groß wie der Vollmond bei uns zur Zeit der Sommerferien. Sie stehen in den Fenstern der Teehäuser zu hohen Säulen aufgeschichtet und werden in Massen von alt und jung mit ganz besonderem Genuß verspeist. Mühte ich nicht fürchten, daß sie in ihrer unendlichen Zerbrechlichkeit — die meisten sind so dünn und durchscheinend wie unser feinstes Porzellan — zugrunde gingen, ich würde dir einen oder mehrere der gelben Monde senden oder einst mitbringen aus dieser wunderlichen Stadt, deren geheimstes und tiefstes Wesen mich doch immer wieder auf die Gedanken an unsere liebe Heimat führt.

Fortsetzung folgt.

Silvesterwette

Humoreske von E. Sering

Vor rund zwanzig Jahren war's. Damals ging und stiefelte ich noch in Junggesellenstiefeln durchs unbeschwertere Leben. Die Last der Zeit wog nur halb so schwer denn heute. Damals durfte ich es mir leisten, den Silvesterabend am Stammtisch zu verbringen.

Unser Stammtisch war — um das vorweg zu nehmen — ein Stammtisch par excellence. Punkt zwölf Uhr war „Feierabend“. Wer länger blieb, hatte eine Runde zu zahlen! Jeder hatte am Stammtisch mindestens fünf neue Wize zu erzählen, sonst mußte er — länger bleiben! Die wenigsten brachten es an einem Abend auf fünf Wize, was natürlich die statutarische Folge hatte, daß die meisten bis über Mitternacht zu verweilen hatten. Politisiert durfte am Stammtisch nicht werden; gestattet war bloß eine gegenseitige Kopfwäsche und Kropfleererei. Wir waren eine solide Gesellschaft. Bestimmt! Zu solid — wenigstens in den Augen des Wirtes. Wir konsumierten ihm zu wenig. Aber schließlich waren wir nicht deshalb geboren worden, um ihm seinen Geldsäckel noch schwerer zu machen. Weil wir „nur“ Bier tranken, waren wir in seinen Augen eine mindere Gesellschaft.

Am Silvesterabend lief er wieder mit hängenden Lippen an unserm Stammtisch vorbei. Die hängenden Lippen galten unsern Biergläsern, die nie leer werden wollten.

Da hatte Freund Alex einen glänzenden Einfall.

Als der Wirt wieder mißgestimmt in die Nähe des Tisches kam, hielt ihn Alex an.

„Herr Müller, wir haben eben eine Wette abgeschlossen!“

Ein leiser Strahl der Freude flog in sein kupfernes Gesicht. Er nahm sogar die Hände aus den Hosentaschen und begann sie gegeneinander zu reiben.

„Eine Wette? ... Worauf denn? ...“

Diese Frage hatte Alex erwartet.

„Auf eine Runde Bier!“

Enttäuschung malte sich in des Wirtes Gesicht.

„Eine Runde Bier?!“ echote er verächtlich. „Aber, meine Herren! Meine Herren!“ Es klang recht ärgerlich. „Sie sind fünf Mann — und eine Runde Bier — eine Runde Bier! ... Noch womöglich kleine Gläser? ... Das ist doch kein Wettgegenstand!“

„Nun, dann vielleicht eine Flasche Neuenburger!“

Der Wirt begann höhnisch zu lächeln. „Warum nicht gar! Meine Herren, wenn sich das im Städtchen herumspricht, worauf Sie wetten ... hm, hm! Ich will Ihnen einen trefflichen Vor-

schlag machen: Trinken Sie einmal Champagner! Das läßt sich hören! An einem Silvesterabend!“

„Na also gut!“ sagten wir alle. „Bringen Sie eine Flasche Champagner, Herr Müller!“

„Eine Flasche?“ meinte er zweifelnd. „Und Sie sind fünf Mann?“

„Gut! Also drei Flaschen Champagner!“

Schmunzelnd ließ er sie herbeischaffen.

„Das ist Nektar, meine Herren! Das ist ein Tropfen für Götter! Passen Sie auf, wie das knallt!“

Und es knallte!

Der Tropfen war gut. Zweifelsohne. Er war sehr gut!

Und mundete uns allen.

„Prosit, meine Herren!“

„Noch eines, Herr Müller!“ sagte Alex. „Bezahlt wird natürlich erst, wenn die Wette entschieden ist!“

„Aber das ist doch selbstverständlich. Das ist noch immer so gewesen, meine Herren. Und die Herren haben bei mir noch nie Schulden gemacht!“

Er wurde abberufen. Unterdessen ließen wir den Inhalt der drei Flaschen den Weg alles Irdischen gehen. Es ging schmerzlos.

Als die letzte Flasche leer war, gesellte sich der Wirt wieder zu uns.

„Ich habe vorhin ganz vergessen zu fragen, worum es sich eigentlich bei Ihrer Wette handelt, meine Herren?“

„Darum“, antworteten wir im Chor, „ob unser Kirchturm, wenn er umfällt, nach Osten oder nach Westen fallen wird. Alex und Fritsch behaupten, er falle nach Westen, die andern versteifen sich darauf, er falle nach Osten. Prosit, Herr Müller!“

Damit tranken wir unsere Gläser leer.

Der Wirt sah uns, einen nach dem andern, an. Ganz verständnislos. Er konnte sich zuerst keinen Reim auf den Vers machen.

Da kam ihm Alex zu Hilfe.

„Bezahlt wird erst, wenn die Wette entschieden ist, Herr Müller!“

Da begriff endlich der Wirt. Und ein Donnerwetter hub an, wie es eine Silvesternacht noch nie gehört.

Wir blieben marmorkühl und ruhig. Denn wir wußten: Unser Kirchturm wird auch beim schlimmsten Toben des Herrn Müller weder nach Osten noch nach Westen fallen.

Die Wette ist heute noch nicht entschieden.

Der Kirchturm steht immer noch!